

innerungen hinterlassen die Umstände seines Rücktritts als Staatspräsident und das Ende der politischen Laufbahn allerdings einen resignierten bis betrübten Eindruck.

Interessanterweise betont Geiß sowohl in seinem Vorwort wie im Schlusskapitel den Wunsch, dass seine Lebenserinnerungen nicht für die Nachwelt, sondern ausschließlich für seine Familie bzw. für seine Nachkommen bestimmt seien. Trotz der Problematik im Umgang mit Ego-Dokumenten, welche vom Bearbeiter ausführlich thematisiert wird, stellen die Lebenserinnerungen von Anton Geiß eine wichtige, aber mit Vorsicht zu betrachtende Quelle für das Verständnis der Anfangsjahre der ersten badischen Republik bzw. der Weimarer Republik dar. Zur weiteren Erläuterung einzelner Themen hat der Bearbeiter den Erinnerungen vier ergänzende Dokumente beigegeben.

Markus Schmidgall

Archäologie, Bau- und Kunstgeschichte

Antike im Mittelalter, Fortleben – Nachwirken – Wahrnehmung, 25 Jahre Forschungsbund »Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland«, hg. von Sebastian BRATHER, Hans Ulrich NUBER, Heiko STEUER, Thomas ZOTZ (Archäologie und Geschichte, Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 21), Ostfildern: Thorbecke 2014. 464 S. ISBN 978-3-7995-7371-9. € 69,-

Von einer „endlosen“ Debatte hat jüngst erst ein gerade auf diesem Felde sehr aktiver Historiker gesprochen, und in der Tat kann auch oder gerade der eher am Rande positionierte Beobachter sich eines gewissen Sättigungseffektes nicht immer erwehren. Natürlich ist allein schon die Grenzziehung zwischen „Antike“ und „Mittelalter“ ein Konstrukt, und insofern gleicht die im Untertitel gestellte Frage nach Fortleben und Weiterwirken ein bisschen auch dem Zuschütten von Gräben, die man selber gezogen hat. Dies sollte man sich gelegentlich vor Augen führen angesichts einer Debatte, die – nimmt man nur das Werk von Alfons Dopsch als Wegmarke – mittlerweile auf bald ein Jahrhundert zurückblicken kann. Dass die Wahl dieses Themas einen gewissen Erklärungsbedarf besitzt, dessen waren sich natürlich auch die Herausgeber bewusst, wie Heiko Steuer in seinem einleitenden Aufsatz ausführt. Daher solle es „weniger um Kontinuitäten, (...), sondern zentral um Antike *im* Mittelalter“ gehen (S. 7).

Der zu besprechende Band geht zurück auf eine Tagung im Jahre 2009, ein Jahr, das zugleich ein rundes Jubiläum und vielleicht auch eine Art Zwischenbilanz des sehr produktiven Freiburger Forschungsverbundes markiert. Mit Hans Ulrich Nuber hatte dieser Mitte letzten Jahres auch den Verlust seines vorletzten Gründungsmitgliedes zu beklagen.

Der zitierten Literatur nach scheint die Mehrzahl der Aufsätze – von spärlichen Nachträgen abgesehen – 2011 abgeschlossen worden zu sein; bereits der in diesem Jahr publizierte, sich thematisch vielfach überschneidende Ertragsband der Münchener Tagung über „Römische Legionslager in den Rhein- und Donauprovinzen“ in Spätantike und Frühmittelalter konnte allerdings nirgends mehr berücksichtigt werden. Letzterer liest sich in gewisser Weise als geographische Ergänzung, bietet er doch Einblicke in die Entwicklung jener grenznahen Gebiete jenseits des Rheins und östlich der Iller, die deutlich länger unter römischer Herrschaft verblieben als der engere Südwesten. Eine insgesamt etwas gründlichere Redaktion hätte man gerade diesem Jubiläumsband dann aber doch gegönnt; so ist unter anderem übersehen worden, dass sich bei dem Beitrag von Erik Beck die Rückverweise in den Fußnoten mehrfach um einen Zähler verschoben haben.

Der umfangreiche Band mit seinen 24 Einzelbeiträgen steckt ein weites Feld ab, das geographisch teilweise weit über den Südwesten hinausreicht. Es im Einzelnen abzuschreiten, verbietet schon der vorgegebene Umfang der Rezension. Untergliedert sind die Referate in fünf Sektionen. Auf die „Einführung“ (Teil I) folgen die Abschnitte „Römische Orte und ihre Weiternutzung“ (II), „Institutionen (III), „Landschaft und Besiedlung“ (IV) und „Wahrnehmung und Rezeption der Antike im Mittelalter“ (V). Den Abschluss bilden die „Concluding remarks“ von Ian Wood mit einem Ausblick auf die britischen Verhältnisse und ein Fazit von Heiko Steuer („Rückblick“). Die Abgrenzung untereinander ist dabei wohl nicht allzu trennscharf zu verstehen; der eine oder andere Beitrag hätte problemlos auch unter eine andere Rubrik gepasst.

Der Hauptertrag lässt sich mit drei Aspekten umreißen. Entgegen der Zielsetzung spielt das Thema Kontinuität natürlich doch eine wesentliche Rolle. Rekapituliert man die Diskussionen der letzten Jahrzehnte, so fällt hier das – vor allem archäologische – Resümee für den Südwesten unerwartet eindeutig aus. Die Aufgabe des Dekumatenslandes, der Zusammenbruch der römischen Gutswirtschaft infolge der germanischen Invasionen, die Rückverlegung der Reichsgrenze an den Rhein: All dies lässt sich beim besten Willen eben nicht als Transformation, sondern als deutlicher Bruch am Ende des 3. Jahrhunderts beschreiben. „Ein funktional identisches Fortleben der Antike in das Mittelalter“, so das ernüchternde Fazit von Hans Ulrich Nuber (S. 38), lasse sich „nur in seltenen Ausnahmefällen wirklich belegen“. Zu einem in der Summe ähnlichen Befund gelangen auch die Einzeluntersuchungen. Wenn daher Steuer bei der ländlichen Besiedlung die Zäsur erst im späten 5. Jahrhundert ansetzen möchte (S. 450, 460), so handelt es sich hier um bloße Standortkontinuität, wie die Fallstudien von Gereon Balle, Gabriele Seitz und Florian Tränkle zur Weiternutzung römischer Villen deutlich machen. Ungeachtet seines ambitionierten Ansatzes streift leider Rainer Schreg diesen Umbruch nur. Doch die Neuansiedlung der alemannischen Zuwanderer an den antiken Wohnplätzen hätte eine ausführlichere Darstellung gerade aus umweltgeschichtlicher Sicht verdient. Eine längere Nutzungsdauer im Rahmen der römischen Grenzverteidigung war lediglich Breisach (Marcus Zagermann) und Konstanz (Jörg Heiligmann) beschieden. An beiden Plätzen liegt die Zäsur im frühen 5. Jahrhundert (S. 74f., 98). Etwas widersprüchlich ist es daher, wenn Zagermann zunächst von einem Verlust des „urbanen Charakters“ spricht (S. 103), um zwei Seiten später zu konstatieren, dass Breisach seine einstige Bedeutung in nachantiker Zeit bewahrt habe; eine „Stadt“ war der frühmittelalterliche Ort aber sicherlich nicht.

Schwieriger ist es um den Fall Konstanz bestellt, wo schon der ursprünglich lateinische Ortsname Kontinuität nahelegt. Doch sollte man hier die Argumentationslinien nicht zu schnell zusammenführen. Wenn Helmut Maurer unter Verweis auf die Namenforschung ein Weiterleben der romanischen Bevölkerung voraussetzt (S. 209), so steht dem derzeit noch ein eher kümmerlicher archäologischer Befund entgegen (S. 75, 77f.). Dass die noch intakte Befestigung des spätantiken Kastells der Grund für die Verlegung des Bistums an den Bodensee war (S. 208), erscheint plausibel, doch beruhen Aussagen über deren Fortbestand allein auf einem *argumentum e silentio*, nämlich dem Fehlen anderer Befestigungen. Auch die Lokalisierung der ersten Bischofskirche stützt sich nach wie vor vor allem auf Analogieschlüsse (S. 75ff.).

Der zweite, hier herauszustellende Aspekt lässt sich wohl am ehesten mit dem Begriff der Dekonstruktion umschreiben. Nach der Lektüre der Aufsätze von Stefanie Dick, Dieter Geuenich, Clausdieter Schott, Ulrich Nonn und Alheydis Plassmann steht man, bildlich

gesprochen, einmal mehr vor den Trümmern einer „Germanischen Altertumskunde“ ehrwürdigen Angedenkens und ihrer unerschütterlichen Gewissheit, dem Volksgeist bis in seine feinsten Verästelungen auf die Schliche zu kommen. Die Vorstellung einer genuin germanischen Sozial- und Rechtsordnung entpuppt sich zusehends als vielfach gebrochen durch die Überlieferung und gekennzeichnet durch gerade das vielfache Fehlen eindeutiger Dichotomien zwischen Germanischem und Römischem. Ob man bei den alemannischen Anführern mit ihren bisweilen recht schillernden Karriereverläufen im römischen Heeresdienst noch von Germanen reden könne, lautet daher berechtigterweise die Frage von Geuenich. Der „Stammesführer“ alten Schlages scheint hier mehr und mehr dem „warlord“ zu weichen. Wanderung und Landnahme beschreibt Plassmann als Standardtopoi germanischer Stammesagen, die als Gattung nur vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit der römischen-christlichen Welt zu verstehen seien.

Massive Zweifel, die germanische Zuwanderung in den linksrheinischen Gebieten überhaupt fassen zu können, standen auch am Anfang einer Neuausrichtung der frühgeschichtlichen Archäologie. Daran knüpft Sebastian Brather mit seinem Beitrag über die Reihengräberfelder an (S. 217–234) und schreibt hier einmal mehr seine These fort, wonach es sich dabei primär um eine spezifische Form der sozialen Repräsentation in einer von Krisenerfahrung geprägten Umgebung handele. Diese Interpretation hat durchaus ihre Vorzüge gegenüber der alten Deutung als ethnisch gebundene, germanische Bestattungsform, doch sollte man dabei nicht übersehen, dass es sich in beiden Fällen um Modelle handelt. Dass es darüber aber eine – euphemistisch formuliert – lebhafte Diskussion gibt, kann der Leser dem Aufsatz von Brather jedoch nicht entnehmen.

Der dritte Aspekt berührt das eigentliche Thema der Tagung, nämlich die Wahrnehmung der Antike im Mittelalter. Fasst man die verschiedenen Einzelbeobachtungen zusammen, summieren sich diese zu dem Eindruck, dass noch im Hochmittelalter die römische Architektur in einem heute nur schwer vorstellbaren Umfang präsent gewesen sein muss. Natürlich diene sie vielfach nur als Steinbruch oder man nutzte bzw. integrierte die vorhandene Bausubstanz (Lukas Clemens, Stefan Eismann). Immerhin kennt das 12. Jahrhundert schon Klagen über Zerstörungen und Plünderung von Ruinen (S. 136). Tatsächlich wird die Antike, zumindest der gewiss selektiven Schriftüberlieferung nach, offenbar eher positiv und gerade nicht als finstere, weil von den Segnungen des Christentums unberührt gebliebene Epoche wahrgenommen. Der Verweis auf sie diene daher nicht nur der Legitimation von Ansprüchen (Erik Beck) und der Begründung vornehmer Abkunft (Heinz Krieg), sondern man stellt sich ganz selbstverständlich in Traditionslinien, welche die Antike zwar als fern, aber eben nicht als fremd verstanden. All dies mündete, wie Dieter Mertens in dem umfangreichsten Beitrag des Bandes darlegt, in die erste, bereits Ende des 12. Jahrhunderts im Anolied formulierte „Meistererzählung“ der deutschen Geschichte, an deren Beginn Cäsar stand.

Wie nicht anders zu erwarten, bietet der vorliegende Band das übliche breite Bild derartiger Sammelwerke. Neben neueren Forschungen stößt man auf schon anderswo Gelesenes. Ganz unabhängig davon, ob sich alle Sichtweisen auf Dauer werden durchsetzen können, eines wird auf jeden Fall deutlich: Dass es heute einen neuen, nicht selten mit früheren Auffassungen radikal brechenden und zu Kontroversen einladenden Blick auf jene Übergangsphase zwischen Antike und Mittelalter gibt, ist nicht zuletzt das Verdienst der letzten 25 Jahre des Freiburger Forschungsverbundes.

Christian Gildhoff